

«Neues im Studium der Denkmalpflege»

Jahrestagung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e. V., Mainz, 2.-5.10.2003

von Sigrid Brandt

Im Gegensatz zur vorjährigen Tagung in Dessau, die eine illustre Schar an Gastreferenten zusammengeführt hatte, sollte es Anfang Oktober in Mainz auf der Jahrestagung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e. V. interner zugehen. Eine Klausurtagung hatte Valentin Hammerschmidt in Aussicht gestellt und vorrangig Mitglieder des Arbeitskreises selbst um das Wort gebeten. Und obgleich mit dem von Achim Hubel herausgegebenen Handbuch «Ausbildung und Lehre in der Denkmalpflege» (Petersberg 2001) eine gründliche Übersicht über das an Universitäten und Fachhochschulen hierzulande gelehrte Fach Denkmalpflege vorliegt, gab und gibt es allen Grund, sich über Neues zu verständigen.

«Bologna-Prozess» – hinter dieser kurzen Formel verbergen sich jede Menge Grundsatzpapiere, Berichtserstattungen, Länderberichte etc., die man in Ruhe studieren mag (<http://www.bologna-berlin2003.de>).

Die Schaffung eines gemeinsamen Rahmens für die europäischen Bildungssysteme, zu der sich im Mai 1998 die Bildungsminister von Frankreich, Italien, Großbritannien und Deutschland in der sogenannten Sorbonne-Erklärung zusammengefunden hatten, ist Ziel auch der ein Jahr später von nunmehr 29 europäischen Bildungsministern unterzeichneten Bologna-Erklärung. Bisher traf man sich darüber hinaus in Prag 2001 und in Berlin im September 2003. Das nächste Treffen wird 2005 in Bergen/Norwegen stattfinden.

Abschlüsse vergleichbar zu machen, ein zweistufiges System von Studienabschlüssen zu schaffen, ein Leistungspunktesystem nach dem ECTS-System einzuführen etc., scheint ein vernünftiges Anliegen, um die europäische Dimension der Hochschulbildung zu stärken und die partnerschaftliche Zusammenarbeit der Länder zu befördern. Für viele Ausbildungsgänge bedeutet dies jedoch, so Valentin Hammerschmidt in seinem Eingangsreferat, Abschied zu nehmen von vertrauten Studienabschlüssen und akademischen Graden und sich auf dem neuen Terrain der zweistufigen Bachelors und Masters zu bewegen. Dies sorgt für erhebliche Unsicherheiten auf beiden Seiten: der der Unterrichtenden und der der Studierenden. Der Weg bis zu einer völligen Abschaffung der Diplom-, Magister- und

Staatsexamenstudiengänge wird zudem noch viel Zeit beanspruchen – wenn er denn überhaupt besprochen wird: Im Jahr 2002/2003 waren von insgesamt 1,9 Millionen Studentinnen und Studenten in Deutschland lediglich 39.000, das sind 2%, in einem Bachelor- oder Masterstudiengang immatrikuliert.

Die Tagung ging den Folgen des Bologna-Prozesses für die Ausbildung im Fach Denkmalpflege in vier Sektionen nach: 1. Veränderungen in Hochschule und Beruf, 2. Projekte und Erfahrungen, 3. Internationales, 4. Inhalte und Methoden. Begleitet wurde die Tagung wie immer von Exkursionen zu Baudenkmalen der Umgebung: Was lag näher, als sich die Dome von Mainz, Worms und Speyer wieder einmal und aufs Neue anzusehen.

Frank Wullkopf von der Zentralen Evaluations- und Akkreditierungsagentur Hannover stellte die seit 1995 bestehende Einrichtung und deren Arbeitsweise vor (<http://www.zeva.org>). Von den sieben vergleichbaren Institutionen, die sich in Deutschland um Qualitätssicherung im Hochschulwesen bemühen und deren Agieren von einem nationalen Akkreditierungsrat geprüft wird, arbeiten lediglich drei auch fach- und länderübergreifend. Rund 1.900 Bachelor- und Masterstudiengänge gibt es, bisher sind etwa 400 akkreditiert.¹ *Akkreditierung* bedeutet hierbei, dass für einen neu eingerichteten Studiengang seine Berufsrelevanz in einem von den Universitäten und Hochschulen selbst initiierten Vorgang nachgewiesen werden muss, während *Evaluation* ein mehrstufiges Verfahren meint, in dem eine sogenannte Stärke-Schwäche-Analyse des Studienganges durchgeführt und ein Maßnahmenplan für die kommenden Jahre erarbeitet wird.

Die erhitzte Diskussion der Tagungsteilnehmer erhellte einiges von dem, das hinter dem wohlsortierten und allzu glatten Beitrag an Schwierigkeiten zunächst verborgen blieb und dennoch permanent lauert. Was tun, wenn beispielsweise im Falle der Bamberger Universität, von deren Akkreditierungswünschen für den Aufbau- (und nunmehrigen Master-)studiengang Denkmalpflege Achim Hubel berichtete, das gleiche Geld, nämlich 11.000 Euro, für Lehraufträge gestrichen, gleichzeitig aber für die Arbeit der Agentur aufgebracht

wird, die dann feststellt, zur Qualitätssicherung des Studienganges seien weitere Lehraufträge nötig? So zuge-spitzt und pointiert fanden sich kaum ähnliche Fälle.

Tenor aber: Die Umwandlung bestehender Aufbau-studiengänge in Masterstudiengänge kostet so viel Zeit und Energie, dass Universitäts- und Hochschulmitar-beiter kaum zur fachlichen Lehraufgabe kommen. Wenn die geschilderten Situationen Kinderkrankheiten des neuen Abschlussystems sind, dann mag man das ver-schmerzen. Deutlich wurde aber auch, wenngleich ver-halten, eine Aversion der in der Lehre Tätigen, in Zeiten allergrößten Finanzmangels Zeit und Geld in eine insti-tutionelle Veränderung zu investieren, deren Nutzen nicht so recht absehbar erscheint. Zudem wurde natür-lich auch gefragt: Das Ganze heißt Qualitätssicherung, woher kommen die Standards? Und: Modularisierung, ECTS-System – das heißt nicht nur Verschulung der universitären und Hochschulausbildung, sondern, wie Thomas Will es provozierend formulierte, eine «Fordis-ierung» der Bildung.

Emil Hädler berichtete vom Institut für Projektent-wicklung und angewandte Bauforschung in der Denk-malpflege, kurz: IproD, der Fachhochschule Mainz. Während der in gemischten Finanzierungen, u. a. durch das Landesamt für Denkmalpflege, kommunale Mittel und auch Mittel des Fonds aus dem Weltkulturerbe vor-angetriebenen Projekten werden gutachterliche Arbei-ten verfasst, die, trotzdem sie dadurch vergleichsweise preiswert sind, den bestehenden Architekturbüros nach der Auffassung Hädlers keine, wie immer wieder be-fürchtete Konkurrenz machen. Dafür ist die Zahl der durchgeführten Projekte zu gering. Auch die Fachhoch-schule Mainz steht politisch unter Druck, sollen doch bis zum nächsten Jahr die Bachelor- und Masterstu-diengänge eingeführt werden. Die Entscheidung, ob es sich bei dem Bachelorstudium um ein sechs- oder achtsemestriges Studium handeln soll, steht derweil noch aus. Sollte sie zugunsten des Ersteren ausfallen, ist, so Hädler, das jetzige Niveau der Ausbildung nicht mehr zu gewährleisten.

Florian Zimmermann von der Fachhochschule Mün-chen lenkte die Aufmerksamkeit auf die Vermittlung von denkmalpflegerischen Grundgedanken in der Ausbil-dung der Architekten. Heute ist de jure jeder Architekt berechtigt, planend und bauend mit einem Baudenkmal umzugehen. Dass unter diesen Voraussetzungen auch Unbefähigte am Denkmal arbeiten, bleibt nicht aus. Na-

türlich ist demgegenüber auch klar, dass in der hier im Hauptstudium vorgesehenen Pflichtvorlesung Denk-malpflege lediglich Grundsätze, keine Patente und schon gar keine Rezepte vermittelt werden können. Zimmermann formulierte das Ziel seines Engagements ex negativo: Es wäre viel erreicht, wenn den angehen-den Architekten in seinen Vorlesungen und Seminaren klargelegt werden könne, wovon sie, sofern sie ihrem Interesse an Denkmalpflege nicht in einer darauffolgen- den Spezialisierung in einem Masterstudiengang Aus-druck geben, in ihrer zukünftigen beruflichen Tätigkeit lieber die Finger lassen sollen. Dass es Interessierte durchaus gibt, zeigen die unter Zimmermanns Regie entstandenen Ausstellungen und Publikationen ein-drücklich.

Der Beitrag von Achim Hubel über den Masterstudi-engang Denkmalpflege der Universität Bamberg galt ei-ner dieser Möglichkeiten, eine Spezialisierung im Fach Denkmalpflege zu absolvieren. Trotz des nur dreiseme-strigen Studienganges, der den Studentinnen und Stu-denten ein enormes Arbeitspensum abverlangt, sei, so Hubel, auch die Modularisierung gern angenommen worden. Die Studenten sähen im neuen System weni-ger die Tendenz der Verschulung, sondern die Aussicht auf Anerkennung auch im Ausland sei ihnen Ansporn, die Lehrbereiche mit großem Elan und Zielstrebigkeit zu absolvieren. Wie ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt mit dieser Spezialisierung aussehen, bleibt jedoch da-hingestellt. Die Landesämter, deren Personalmittel zu-nehmend beschränkt werden, sehen immer noch den klassischen Weg ihrer Mitarbeiter über ein Volontariat und die Promotion vor. Wenn letztlich die Ausbildung Bachelor, Master, Volontariat, Promotion addiert wird, erscheint die avisierte Ausbildungsverkürzung als glatte Augenwischerei. Die Landesämter werden, wenn sie tatsächlich jüngere Mitarbeiter und nicht solche, die ei-nen wahren Ausbildungsmarathon hinter sich haben, einstellen wollen, umdenken müssen.

Im weiteren Verlauf der Tagung wurden die großen Differenzen zwischen den grundständigen Ausbildungen im Fach Denkmalpflege und den Aufbaustudien-gängen zunehmend deutlich. Sie wurden aber kaum thematisiert. Das hohe Niveau Letzterer ist kaum ver-gleichbar mit dem in der Architekturausbildung eher als randständig angesehenen Pflicht- und Wahlpflichtfach Denkmalpflege. Hier galt der Appell auch den Lehrer-kollegen der anderen Ausbildungsfächer, den Unter-

richtszeiten des Faches Denkmalpflege genügend Raum zu bieten.

Hans-Rudolf Meier stellte den soeben eingerichteten Masterstudiengang Denkmalpflege an der Technischen Universität vor. Man sähe sich dort, so Meier, nicht veranlasst – obgleich es verstärkte Tendenzen in diese Richtung gibt, die Fächer in Englisch zu unterrichten. Nur auf diese Weise könne man der Gefahr, das Reflexionsniveau der Ausbildung auf das Niveau der aktiven Sprachkenntnisse zu senken, ausweichen. Einem nur sechssemestrigen Bachelor-Studium erteilte auch Meier eine klare Absage. Voraussetzung, das Studium an der TU Dresden aufzunehmen, sei ein vierjähriges Universitätsstudium bzw. eine Ausbildung an einer Fachhochschule mit nachfolgender entsprechender Berufserfahrung. Den Studiengang selbst sieht Meier eher forschungsorientiert, man wolle sich in laufende wissenschaftliche Diskurse einbringen. Mit dem Schwerpunkt «Denkmalpflege und Stadtentwicklung» zielt dieser Studiengang tatsächlich auf ein Arbeitsfeld, das innerhalb des Faches Denkmalpflege zu wenig Beachtung findet. Schrumpfende Städte und sich entvölkernde Landschaften sind Themen unter Soziologen, Stadtplanern, Architekten, Künstlern – Kunsthistoriker und Denkmalpfleger sucht man bisher in diesen Debatten vergeblich. Die Argumente, die das Fehlen rechtfertigen sollen und vor allem auf die immer begrenzteren Kapazitäten in den Landesämtern verweisen, mögen einleuchten, verständlich sind sie nicht.

Einen wiederum ganz anders gearteten Aufbau- und seit kurzem ebenso wie in Bamberg erfolgreich akkreditierten Masterstudiengang Denkmalpflege stellte Christoph Krauskopf von der Technischen Universität Berlin vor. Dieses Studium versteht sich vorrangig als Projektstudium und ist bauforscherisch orientiert. Alle denkmalpflegerischen Schritte zur Vorbereitung einer Baumaßnahme am Denkmal werden in Teamarbeit einmal durchlaufen. Das zwingt zur Abstimmung untereinander und der notwendigen Teilhabe und Kenntnis der Arbeitsergebnisse der Studentinnen und Studenten. Ein großer Raum nimmt entsprechend der Orientierung des Masterstudiengangs die Bauaufnahme ein. Der hohe Genauigkeitsgrad dieser Aufnahmen mit Zeichnungen im Maßstab 1:25 wird ganz bewusst angestrebt. Es ginge, so Krauskopf, zunächst nicht darum, ob dieser Anspruch auch in der späteren Praxis aufrechterhalten werden könne, sondern darum, die Möglichkeiten die-

ser Bestandsanalyse grundsätzlich aufzuzeigen. Die Erfahrung der bereits absolvierten fünf Studiengänge habe gezeigt, dass vor allem Architekten diese Genauigkeit nur schwer akzeptieren und deren Nutzen begreifen können. In den von den Studentinnen und Studenten angefertigten Abschlussarbeiten wird darüber hinaus bereits eine neue und weiterführende Entscheidung abverlangt. Sie müssen selbst bestimmen, welcher Genauigkeitsgrad zum Erreichen ihrer forschersischen Ziele möglich und welcher notwendig ist.

In kleinen Beitragsmeldungen war es bereits durchgeschimmert während der Tagung. Christoph Krauskopf formulierte es so deutlich, dass man ein «Pisa ist überall» gleichsam über dem Raum schwebend vernahm: Architekten und Ingenieure sind weder des Lesens noch des Schreibens kundig und haben größte Mühe, wissenschaftlich zu arbeiten. Das Niveau der verfassten Texte sei dementsprechend ernüchternd.

Oskar Spital-Frenking von der Fachhochschule Trier hatte wenig Erfreuliches zu berichten. Das Fortbestehen des Aufbaustudiengangs sei immer wieder aufs Neue in der Schwebe, die personelle Situation der Lehrenden angespannt. Zwar könne mit der berufsorientierten Ausbildung, in der keine Denkmalpflege, sondern «Bauen im Bestand» gelehrt wird, eine wachsende Zahl von Studentinnen und Studenten verzeichnet werden, finanziell plagten, so Spital-Frenking, den Ausbildungsgang jedoch permanent existentielle Sorgen. Nach dem Vorbild der Bamberger Universität werde auch hier zu Beginn ein verformungsgerechtes Aufmaß von den Studenten angefertigt. Zunehmend wichtig sei aber auch der Entwurf. Nicht nur der Blick zurück in die Geschichte des Baus reiche, um denkmalpflegerisch verantwortlich zu handeln, sondern auch die Frage: Wie weiter?

In der Diskussion wurde das merkwürdige Phänomen steigender Studentenzahlen, das in komplettem Gegensatz zur derzeitigen Arbeitsmarktlage steht, auch von anderen Hochschulen und Universitäten bestätigt. Wenn Studentinnen und Studenten sich in Architektur- und Aufbaustudiengänge immatrikulieren, dann sollte man dies jedoch nicht lediglich als ein Überbrücken der Arbeitslosigkeit ansehen. Darin drückt sich auch der Wunsch aus, eben diese Zeit sinnvoll zu nutzen und in wirtschaftlich besseren Jahren dies für den eigenen beruflichen Weg fruchtbar machen zu können.

Leo Schmidt von der Brandenburgischen Techni-

schen Universität versteht die an seiner Universität eingerichteten Studiengänge beinahe als ein «Trotz alledem». Trotzdem die institutionalisierte Denkmalpflege zunehmend wegzubrechen droht, trotzdem sich der Staat aus seiner Rolle zurückzieht, ist die Lehre in der Denkmalpflege, gleichviel ob im grundständigen Studium der Architektur oder als Aufbau- bzw. Masterstudiengang, wichtiger denn je. Nur so könne man auf dem langen Weg vorwärtskommen, der es einmal möglich machen sollte, den behutsamen, ressourcenschonenden Umgang mit älterer Bausubstanz als etwas Selbstverständliches zu sehen. Die Studiengänge an der BTU «Bauen und Erhalten» und «World Heritage Studies» sind kostenpflichtig, können berufsbegleitend studiert werden und sind deshalb über die Regelstudienzeit hinaus je nach individueller Situation verlängerbar. Letzterer wird vollständig in Englisch unterrichtet, der Anteil des Englischen in «Bauen und Erhalten» liegt derzeit bei etwa 20%, soll aber im Zuge der im nächsten Jahr erwarteten EU-Erweiterung kontinuierlich erhöht werden.

In der Sektion «Internationales» berichtete Dieter Schnell von der Hochschule für Technik und Architektur Bern von dem dort eingerichteten Nachdiplomstudium und den Weiterbildungskursen. Die Ausbildung ist modular aufgebaut. Die Belegung eines Moduls kostet den Lernwilligen 600 Euro. Von den insgesamt 15 Modulen, die für einen regelgerechten Diplomabschluss der Zusatzausbildung nötig sind, müssen fünf Module als Pflichtfach absolviert werden, die übrigen zehn können frei gewählt werden. Die Dozenten der Hochschule kommen im überwiegenden Teil aus der Praxis, unterrichten eine Zeit lang und gehen dann wieder zurück. Interessant war der prozentuale Anteil der verschiedenen Berufsgruppen, die das Angebot nutzen: 60% Architekten, 20% Kunsthistoriker, 5% Restauratoren, 5% Handwerksmeister, 5% in einem Amt Tätige, 5% weitere (Juristen, Raumplaner, Ingenieure). Die Möglichkeit, lediglich ein Modul oder mehrere Module zu belegen, besteht, so Schnell, und wird vor allem von berufstätigen Restauratoren und Handwerksmeistern gern genutzt.

Einblick in die Ausbildung der Architekten an der Birmingham School of Architecture and Landscape, University of Central England, gab Sabine Schäbitz. Das angelsächsische Ausbildungsmodell steht auch bei der Umgestaltung der Hochschullandschaft hierzulande Pate, wird aber – gleichsam als wolle man das Vor-

bild in bester deutscher Tradition überholen ohne einzuholen – besonders in Bezug auf die gebetsmühlenartig beschworene Verkürzung der hiesigen Ausbildungszeiten – schlicht missverstanden. Auch hier gehen sieben oder acht Jahre ins Land, bevor ein Architekt «kammerfähig» ist. Was er, um in seinem Gebiet arbeiten zu können, anstreben sollte.

«Ein typischer Studienablauf z. B. für einen Vollzeitstudenten, der Architekt werden will, sieht so aus: drei Jahre Bachelor of Arts with Honours in Architecture – Bakkalaureus Artium mit Fachprüfung in Architektur (BA Hons), ein Jahr Praxis, zwei Jahre Postgraduales Architekturdiplo m (PG Dip Arch), zwei Jahre Dip Architekturpraxis, d. h. Arbeiten im Architekturbüro mit Begleitung und Kontrolle durch die Uni und abschließender Prüfung. Dabei kann das praktische Jahr nach dem BA Hons-Abschluss anerkannt werden, sofern es unter entsprechender Aufsicht der Uni und mit entsprechenden Leistungen absolviert wurde. In der formalen abschließenden Prüfung in Architekturpraxis geht es dabei in erster Linie um die Ausführung von Design auf konstruktiver und organisatorischer Ebene, wie ein Architekturbüro geführt wird und wie es sich in die Bauindustrie und die Gesellschaft einfügt. Erst wenn alle drei Abschlüsse – BA, Architekturdiplo m und Architekturpraxisdiplom vorliegen, kann die Eintragung als Architekt erfolgen! Insgesamt sind das also sieben bis acht Jahre, für die zurzeit bis zu knapp 1.600 Euro (1.125 Pfund) Studiengebühren jährlich anfallen – diese Summe soll der Regierung zufolge in Zukunft auf gut 4.300 Euro (3.000 Pfund) ansteigen, was zurzeit lebhaft diskutiert wird.»² Dass in den fünf Lehrschwerpunkten des Ausbildungsprogramms im dritten, «Cultural Context», Denkmalpflege noch nicht einmal explizit erwähnt wird, mag zeigen, dass auch hier weitere Änderungen, die, so Schäbitz, das englische Bildungssystem ohnehin dauerhaft in Atem halten, nötig sind.

Erwähnt werden soll innerhalb dieser Sektion schließlich der Beitrag Ingrid Brocks von der Universität Bamberg, die über die Restaurierung im Rom der Jahrtausendwende berichtete. Für einen Überblick über die Ausbildung der Denkmalpflege in Rom sei auf ihren Beitrag in dem von Achim Hubel herausgegebenen, bereits zu Beginn erwähnten Handbuch verwiesen.

Die vierte Sektion kreiste um inhaltliche und methodische Fragen bestehender Lehrangebote im Fach Denkmalpflege. Hermann Wirth von der bauhaus-Uni-

versität Weimar setzte sich einmal mehr für einen Methodenpluralismus der Denkmalpflege ein. Lehrinhalte sollten ohne fatalen Praxispragmatismus von der Praxis diktiert werden. Das Ineinandergreifen von Theorie und Praxis, wie es Wirth vorschwebt, wurde im weiteren Verlauf des Beitrags deutlich. Wirth konstatierte im denkmalpflegerischen Alltag durcheinandergewürfelte Begrifflichkeiten, nur Rekonstruktion, gestaltende Denkmalpflege, Translozierung, Konservierung seien hier beispielhaft genannt, und die immer noch vorherrschende Auffassung, ein Baudenkmal sei «Freiwild» jedes Architekten. Auch an seiner Universität steht der Lehre der Denkmalpflege einiges entgegen. Ein Aufbaustudiengang wurde im Fakultätsrat zerredet, die Bauaufnahme als Pflichtfach für Architekturstudenten durch ebendiesen aufgehoben. Nur allein Wirth es ist, bei dem man einen denkmalpflegerischen Entwurf nicht, ohne den Bau vorher aufgenommen zu haben, einreichen kann. Kurz: Denkmalpflege erscheint als ausgesprochen luxuriös und wird bestenfalls auf Restaurierungstechnik reduziert.

Ob jedoch der Forderung Wirths, dass der Student erzogen, wieder erzogen werden müsse, «wenn es sein muss, mit dem alexandrinischen Schwert», Aussicht auf Erfolg beschieden ist, bezweifelt die Rezensentin entschieden. Auch die Vorstellung, dass eine Studentin und ein Student nach dem Studium allen Situationen methodisch gewachsen sein soll, ist eine maßlose Überforderung der Lehre. «Richten Sie sich auf ein fünfzigjähriges Studium ein», sagte seinerzeit unser Professor. Es befreite ihn von dem erdrückenden Anspruch, all seine wissenschaftlichen Erfahrungen vermitteln zu wollen, gab ihm die Möglichkeit, sich auf grundsätzliche Probleme, methodisches Rüstzeug, das Fragenstellen-Lernen zu konzentrieren und nahm uns die Illusion, nach dem fünfjährigen Diplomstudium, das wir gerade begonnen hatten zu studieren, «fertig» zu sein.

Die gewohnt provozierende Geste Wirths ließ denn auch erwartungsgemäß die Diskussionswellen hochschlagen. Wirth wurde angemahnt, sein Feindbild nicht lediglich dauerhaft zu beschwören, sondern sein Konzept schärfer herauszuarbeiten. Die theoretische Behandlung von Kopie und Translozierung beispielsweise sei in denkmalpflegerischen Handbüchern (von denen in den letzten zehn Jahren allerdings nur zwei überhaupt als solche benannt werden können) durchaus geleistet.³

Meike Gerchow von der Stuttgarter Universität stellte das Modell eines Lehrclusters «Planen und Bauen im Bestand» vor. Die Studenten haben hier die Möglichkeit, in ihrer Ausbildung selbst Schwerpunkte zu setzen und können das breite Angebot verschiedener Institute, so der Architekturgeschichte, der Stadtplanung, der Baukonstruktion, der Tragkonstruktion, der Gebäudetechnik etc., nutzen.

Valentin Hammerschmidt von der Hochschule für Technik und Wirtschaft Dresden lud die Zuhörer, wie er sagte, ein, sich in die «Niederungen der grundständigen Ausbildung» zu begeben. Der Nutzen, den die Beschäftigung mit Architekturgeschichte bringe, leuchte nicht nur seinen Studenten schwer ein, auch unter Fachkollegen sei dies eher eine Frage, der man lieber ausweiche. In der Architekturausbildung den Kontakt zu den Geisteswissenschaften verloren zu haben, ist nach Hammerschmidts Auffassung ein schwerer Fehler. Zuvor hatte er in einigen kurzen Notizen die Bedeutung der Architekturgeschichte für Architekten des 19. und 20. Jahrhunderts umrissen und dabei zu Recht auch hervorgehoben, dass selbst die 20er Jahre nicht so geschichtsvergessen waren, wie sie oft und gern dargestellt werden. Wenn es in Dresden Architekturstudenten gibt, die den Dresdner Zwinger nicht kennen, bleibt nur zu hoffen, dass dies eine Ausnahme ist. Der grassierenden Unkenntnis nun gedenkt Hammerschmidt keine Überblicksvorlesung entgegenzuhalten, sondern bietet in der knapp bemessenen Zeit seinen Studentinnen und Studenten Beschreibung, Erklärung und Deutung einzelner weniger Bauten an. Auf dass sie lernen, wie – und nicht was – gedacht werden könne.

Klaus Nohlen von der Fachhochschule Wiesbaden knüpfte an Valentin Hammerschmidts Ausführungen unmittelbar an: Seine Studenten könnten es an Geschichtslosigkeit vermutlich mit denen in Sachsen aufnehmen, gäbe es doch einige, die nicht wissen, dass es im 20. Jahrhundert zwei Weltkriege gegeben hat. Die Vorstellung, mit Vorlesungen und Seminaren in Architekturgeschichte bestenfalls verunsichern zu können, so hatte es Harald Stricker bereits am Vortag formuliert, mag man als zu gering oder gar pessimistisch ansehen. Jedoch: Wenn lediglich Ausschnitte der Architekturgeschichte vermittelt werden können – und jeder andere Anspruch ist Illusion, dies bestätigte auch Nohlen, dann ist viel erreicht, wenn mit diesen wenigen Bissen Neugier und Appetit auf mehr, eine lustvolle Verunsiche-

rung, zuwege gebracht wird.

www.kunsttexte.de.

Bevor Markus Zechner (Graz) mit seinem Vortrag «Projekt-Mediation» die Aufmerksamkeit auf ein grundsätzliches Problem nicht nur in der Denkmalpflege – die Vermittlung zwischen verschiedenen Streitparteien mittels eines unabhängigen «Mediators» lenkte, berichteten Justus Thyroff (Fachhochschule Weihenstephan), Michael Rhode (Universität Hannover) sowie Erika Schmidt (Technische Universität Dresden) von der Lehre der Gartendenkmalpflege an ihren Institutionen. Erst seit dem Ende der achtziger Jahre ist dieses Lehrgebiet an deutschen Hochschulen vertreten, und auch diese Tagung entging nicht völlig der Gefahr, Gartendenkmalpflege als etwas von der Baudenkmalpflege prinzipiell Verschiedenes zu betrachten, als ein Sondergebiet, mit gesonderten Aufgaben, mit gesonderten Prämissen, das allein schon aus der «Natürlichkeit» des Materials resultiere. Dabei wäre gerade ein Dialog dieser Disziplinen fruchtbar. «Lebendigkeit» der Denkmale, wenn auch tatsächlich in unterschiedlichen Dimensionen, sollte schließlich Ziel allen denkmalpflegerischen Tuns sein.

Endnoten

- 1 Die Sachstandsdarstellung «*Realisierung der ‚Bologna-Erklärung‘ in Deutschland*», ein gemeinsamer Bericht der Kultusministerkonferenz, der Hochschulrektorenkonferenz und des Bundesministeriums für Bildung und Forschung mit Stand vom 30.07.2003, verzeichnet für das Wintersemester 2003/2004 insgesamt 1785 Bachelor- und Masterstudiengänge.
http://www.bologna-berlin2003.de/Deutschland_de.pdf.
- 2 Sabine Schäbitz, *Not entirely academic – Zur Architekturausbildung in England. Strukturen, Inhalte und Methoden*, Vortrag, unveröff. Manuskript, Arbeitskreis für Theorie und Lehre der Denkmalpflege, Mainz, 2.-5. Oktober 2003.
- 3 Michael Petzet und Gerd Mader: «*Praktische Denkmalpflege*», Stuttgart u. a. 1993. 1995 erschien eine zweite Auflage des Buches. Als zweites «Handbuch» der Denkmalpflege wird Oskar Spital-Frenkings «*Architektur und Denkmal. Der Umgang mit bestehender Bausubstanz: Entwicklungen, Positionen, Projekte*», Leinfelden-Echterdingen 2000 behandelt.

Rezeension: Tagungen

«Neues im Studium der Denkmalpflege», Jahrestagung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V. ,
Mainz, 2. bis 5. Oktober 2003,
Rezensentin: Sigrid Brandt,
in: *kunsttexte.de*, Nr. 4, 2003 (6 Seiten),